

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

Nr. 2.

Freitag, den 5. Januar

1894.

Für die Redaction verantwortlich: Philipp Frick in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Suttler).

Auf verwegener Bahn.

Kriminalnovelle von Gustav Höcker.

(Fortsetzung.)

In einer der am Stromufer gelegenen Vorstädte stand in noch wenig angebauter Gegend ein schmuckes einstöckiges Gebäude, hinter welchem sich eine weite Gartenanlage mit Gewächshäusern ausdehnte.

Neben den Häusern führte eine Gitterpforte in den Garten und über derselben erhob sich in einem Halbbogen ein blechernes Schild mit der Aufschrift: „Kunst- und Handelsgärtnerei von Eduard Ritter.“ Etwa eine Stunde vor der eben erzählten Begebenheit saß in einem Parterrezimmer des Hauses der sogenannte Gärtner an einem einfachen hölzernen Tische beim Scheine der Lampe und las mit lauter, eintöniger Stimme aus einem methodistischen Andachtsbuche vor. Der Zuhörer war seine im Bett liegende Frau, welche seit einigen Tagen an Magenkrämpfen litt, einem alten, von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Uebel. Schlicht wie das ganze Zimmer, dessen einziger Schmuck das lithographirte Bildniß John Wesley's, des Gründers der Methodistengemeinde, bildete, war auch die äußere Erscheinung des in den vierziger Jahren stehenden Ehepaares.

Während der Gärtner in seiner Vorlesung eine Pause eintreten ließ, schlug die alte Schwarzwälder Uhr neun, was in ihrer Sprache so viel wie viertelzehn hieß, da sie mit großer Pünktlichkeit stets eine Viertelstunde nachging und in dieser berechtigten Eigenthümlichkeit von ihren Besitzern auch nicht verkümmert wurde.

„Wo nur Anna heute mit Frau Nollenstein bleibt!“ sagte Frau Ritter. „Die Abendgottesdienste gehen lange vor neun zu Ende und von unserer Kapelle bis hierher braucht man keine Viertelstunde.“

„Anna freilich nicht und wir beide auch nicht!“ entgegnete der Mann, „aber die alte Dame, die am Krückstock gehen muß.“

„Man soll nicht über die Gebrechen anderer spotten!“ unterbrach ihn die Frau streng. „Das ist Sünde!“

„Aber, Sophie, das habe ich ja gar nicht gethan,“ verwahrte sich Ritter in sanft beschwichtigendem Tone, „ich habe nur —“

„Wenn wir in unser Inneres schauen,“ eiferte sie weiter, „so finden wir da viel schlimmere Gebrechen, die des Krückstocks bedürfen. Leider sehe ich Jemand seit einigen Tagen auch an solch' einem inneren Krückstocke gehen.“

„Meine Schwester Anna?“ frug der Gärtner.

„Wen könnte ich denn sonst meinen? Du freilich merkst nichts, denn Du siehst das Mädchen mit andern Augen an, als ich.“ Das war allerdings der Fall. Unser Gärtner, der jüngste unter sechs Brüdern, war eben der Schule entwachsen gewesen, als ihm das einzige Schwesterchen bescheert worden war. Er hatte sie gepflegt, gewartet, ihre ersten Schritte geleitet, und als in späteren Jahren ihm seine Verhältnisse gestatteten, sie bei sich aufzunehmen, räumte er ihr in seinem Herzen neben dem Platze einer Schwester zugleich denjenigen einer Tochter ein, zumal er selbst keine Kinder besaß. Seine Frau empfand es mit Bitterkeit, daß ihr das Mutterglück versagt war, sie konnte in der erwachsenen Schwägerin keinen Ersatz erblicken; die Selbstständigkeit und Energie des Charakters, die sich in Anna herausgebildet hatten, während sie draußen in der Welt sich ihr eigenes Brod erworben, stießen Frau Ritter ab; sie schätzte Demuth und Unterwürfigkeit höher, besonders bei einer Person, die das Brod ihres Mannes aß. Daß Anna sich im Geschäfte sehr nützlich machte, betrachtete die Schwägerin als eine selbstverständliche Pflicht; daß das nicht unbegabte Mädchen einen gewissen Anspruch auf „Bildung“ besitzen wollte, auf welche der Bruder stolz war, erregte den Neid der einfachen Frau, die über die Durchschnittsbildung der Volksschule nie hinausgestrebt hatte. —

„Was ist's denn, Sophie, was Du gegen Anna vorzubringen hast?“ frug Ritter. „Was soll ich denn nicht merken?“

„Daß sie seit einigen Tagen vergeßlich, zerstreut und geistesabwesend ist,“ antwortete die Frau. „Sie träumt mit offenen Augen am helllichten Tage. Ich, die ich jetzt an's Bett gefesselt bin und Anna nur während der Mahlzeiten und abends sehe, habe das bereits herausgefunden, — und Du, der Du sie täglich im Geschäft um Dich hast, scheinst wie mit Blindheit geschlagen.“

„Ich habe nicht darauf acht gegeben,“ entschuldigte sich Ritter achselzuckend.

„Dann ist es Dir wohl noch gar nicht aufgefallen,“ frug die Frau spöttisch, „daß sie plötzlich ihr Haar anders trägt und den schlichten glatten Scheitel mit der neuesten Modetheorie vertauscht hat?“

„O ja, das habe ich wohl bemerkt,“ sagte der Gärtner. „Sie hat sich vorn über die Stirn das Haar

kurz abgeschnitten und nach dem Gesicht herabgekämmt, was man, glaub' ich, Ponyfransen nennt. Mir gefällt das sehr. Es steht ihr so gut zu Gesicht. Ich hab' mich darüber gefreut und hätte sie beinahe nicht wiedererkannt."

Eben wollte die Frau erwidern, da hörte man draußen das Gitterthor auf- und wieder zuschließen. „Das ist Anna!“ sagte Frau Ritter auslaufend. „Aber allein? Wenn sie Frau Nollenstein mitgebracht hätte, müßte man doch auch die Hausthür schließen und in dem Flur das Aufsetzen ihres Krückstocks hören. Man hat es doch bisher stets durch die dünne Ziegelwand hindurch gehört.“

Der Eintritt in die Gärtnerwohnung geschah nämlich, wie wir hier erläutern müssen, durch die Gartentpforte und eine Seitenthür des Hauses, während der Treppentur, welche zu der im ersten Stock befindlichen Wohnung Frau Nollensteins, der Besitzerin des Hauses und des Gartengrundstücks, führte, von dem Parterre geschloß durch eine Mauer geschieden und nur durch die vordere Hausthür zugänglich war, durch welche außer der alten Dame Niemand ein- und ausging.

Anna trat in's Zimmer, ein Gebetbuch in der Hand, und bot Bruder und Schwägerin den üblichen Gruß. Der Lenz der Jugend war auf ihrem Antlitz bereits verblüht, aber sie besaß jene interessanten, frauenhaften Züge, die bei manchen Bräutlein von gesehmem Alter noch immer fesseln, und jenes große schwarze, feurige Auge, dessen Glanz sich belebend dem Antlitz mittheilt. Dazu kam die üppige dunkle Haarfülle, die sie seit neuester Zeit so kokett zu tragen wußte, und die volle und dabei doch schlank gewachsene Gestalt.

„Hast Du denn Frau Nollenstein nicht mitgebracht?“ frug Frau Ritter unruhig.

„Frau Nollenstein? Ach ja, Frau Nollenstein!“ entfuhr es den Lippen des Mädchens, als besänne sie sich jetzt erst, wobei sie die Hand vor die Stirn hielt und, wie aus einem Traume erwachend, rings um sich blickte.

Die Gärtnerfrau warf ihrem Manne einen bedeutsamen Blick zu, als wollte sie sagen: „Da hast Du nun selbst eine Probe von ihrer Vergeßlichkeit und Träumerei.“

„Frau Nollenstein hat den Weg ja schon oft allein gemacht, wenn ihr, wie heute, abgehalten wäret, die Abendandacht zu besuchen, und ich bei einem meiner Oheime zu Besuch weilte,“ sagte Anna sich rasch tröstend.

„Aber gerade jetzt, wo sie von schwerer Krankheit genesen ist, hättest Du die alte Dame unter keinen Umständen allein gehen lassen sollen,“ warf ihr die Schwägerin vor, „und nun gar heute, wo es draußen so finster ist! Und dazu der einsame Weg am Stromufer, wo die Laternen so dünn stehen, daß es eine wahre Schande für die Stadt ist, die so große Summen für Luxusanlagen zum Fenster hinauswirft, für die Beleuchtung eines Wegs aber, der zu einer Methodistenkapelle führt, kein Geld hat. Wenn der alten Dame nun unterwegs irgend ein Strolch begegnete?“

„Warum sollte ihr denn Jemand etwas anhaben?“ wandte Anna ein.

„Warum? Trägt sie nicht kostbare Ringe? Kann nicht die schwere goldene Grabskette, an der sich das Medaillon befindet, das Auge irgend eines Gauners klistern machen? So etwas funkelt auch im Dunkeln.“

O Gott, wenn der Frau etwas geschehen wäre! Es fiel mir schon nicht, als sie leztthin das Medaillon verloren hatte. Wenn das nur kein schlimmes Vorzeichen ist! dachte ich bei mir. Ich hatte eine Vase, die verlor auch ihr Medaillon mit dem Bilde ihres verstorbenen Mannes, das sie sonst so ängstlich hütete. Wenige Tage später gerieth sie unter die Hufe durchgehender Pferde und blieb auf der Stelle todt. Ihr Seliger hatte sie nachgezogen.“

„Wenn's der selige Herr Nollenstein damit so eilig gehabt hätte,“ versetzte Anna lächelnd, „so würde er sich nicht schon ein Duzend Jahre oder noch länger Zeit damit genommen haben. Als ich übrigens so glücklich war, das verlorene Medaillon im Garten zu finden, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, es zu öffnen. Das Bild darin ist gar nicht dasjenige ihres verstorbenen Gemahls, den das große Oelgemälde oben in Frau Nollensteins Wohnung mit so sprechender Ähnlichkeit darstellen soll, sondern es ist die Photographie eines Offiziers.“

„So?“ sagte Frau Ritter, ihre Ueberraschung über einen so lange mit sich herumgetragenen Irrthum verbergend, während der Gärtner seine Schwester mit offenem Munde ansah.

„Du mußt aber doch wissen, wo Du unsere alte Dame gelassen hast?“ inquirirte Sophie weiter, deren Unruhe fortwährend wuchs.

„Als die Andacht zu Ende war und ich mich mit Frau Nollenstein noch nicht weit von der Kapelle entfernt hatte, wurde sie von einem älteren Herrn ange-redet, welcher der Andacht ebenfalls beigewohnt hatte,“ erzählte Anna. „Liebes Kind,“ sagte der Herr zu mir, „bitte, lassen Sie uns ein paar Augenblicke allein, ich habe etwas mit der Dame zu besprechen.“ Ich ging voraus, blieb mitunter stehen, um zu warten, und da sie nicht kam, ging ich langsam nach Hause —“

„Ohne wieder an Frau Nollenstein zu denken!“ ergänzte Sophie schnippisch. „Hast Du den alten Herrn schon früher in unseren Gottesdiensten gesehen?“

„Nein, aber er war derselbe,“ antwortete Anna, „der schon vorgestern hier war und mit Frau Nollenstein sprechen wollte. Du hast ihn ja auch gesehen,“ wandte sie sich an ihren Bruder.

„Ich erinnere mich genau,“ nickte dieser, „als wir ihm sagten, daß die alte Dame keine Besuche annehme, übergab er Dir seine Visitenkarte und bat Dich, sie Frau Nollenstein zu überbringen und ihr zu sagen, er lasse sie in einer sehr dringenden Angelegenheit um eine kurze Unterredung ersuchen.“

„Wie heißt der Herr?“ frug Sophie neugierig ihre Schwägerin.

„Ich weiß es nicht,“ versetzte Anna.

„Hast Du denn seinen Namen nicht auf der Visitenkarte gelesen?“

„O ja, aber ich habe ihn mir nicht gemerkt.“

„Natürlich — vergessen, verträumt!“ höhnte Sophie und warf ihrem Manne wieder, wie vorhin, einen bedeutsamen Blick zu. „Gibst Du die Karte ab, Anna?“

„Ja.“

„Und nahm Frau Nollenstein den Besuch des alten Herrn an?“

„Nein,“ versetzte Anna kurz.

„Sie wurde sogar sehr aufgebracht,“ ergänzte der Gärtner, „als sie den Namen las, er sei von allen“

Menschen unter der Sonne der Letzte, dem sie ihre Thür öffnen werde, ließ sie ihm sagen, er solle sich zum Kuchel scheeren und sich nicht einfallen lassen, ein zweites Mal zu kommen. Und noch viel stärkere Ausdrücke gebrauchte sie, nicht wahr, Anna?"

Es war dem Mädchen offenbar nicht lieb, daß ihr harmloser Bruder die unwilligen Worte der alten Frau wiederholte, denn sie ward sich jetzt erst bewußt, einen Fehler begangen zu haben, dem so schroff Abgewiesenen nun doch zu der früher vergebens erstrebten Unterredung behilflich gewesen zu sein.

Von dieser Seite faßte denn auch Sophie die Sache sogleich auf.

"O, Du unvorsichtiges Mädchen!" rief sie in bitterem Vorwurf, "das begreift ja ein Kind, daß sich der alte Herr nur in die Abendandacht eingeschlichen hat, um Frau Nollenstein dort aufzusuchen und sich auf dem Nachhauseweg an sie heranzumachen. Du wußtest, daß sie sich den zudringlichen Menschen durchaus vom Halse halten wollte, und läßt ihn dennoch mit ihr allein!"

"Ei was gehen mich schließlich Frau Nollensteins Angelegenheiten an!" entgegnete Anna mürrisch, indem sie ihren Hut auf den Tisch warf.

"Glaubst Du, sie wird es ruhig hinnehmen, daß Du ihr diesen Streich gespielt hast?" schalt Sophie weiter. "Du kennst ihren nachtragenden Charakter, Du weißt, wie schwer sie etwas verzeiht."

"Ich fürchte mich vor ihrem Strafgericht nicht im mindesten," lachte Anna verächtlich, heftig an ihren Handschuhen zerrend.

"Du nicht, nein," rief Frau Ritter, "aber wir. Dein Bruder und ich, wir werden dafür zu büßen haben. Sie wird den demnächst ablaufenden Pachtvertrag nicht wieder erneuern, und dafür dürfen wir uns dann bei Dir bedanken."

"Das wird sie bleiben lassen," versetzte Anna, "denn so gutmüthige Pächter, die für ihr schweres Geld sich von ihr auch zu allerlei und unterthänigen Diensten gebrauchen lassen, findet sie gewiß nicht wieder. Höchstens wird sie Euch im Pachte steigern; das hat sie aber bisher bei jedem neuen Pachtabschlusse gethan, denn ihre Habgucht und ihr Geiz —"

"Bst!" zifchte Sophie mit erhobenem Finger, als könnte die Abwesende es hören.

"Ja wohl, ihre Habgucht und ihr Geiz schreien zum Himmel," fuhr Anna, durch die Neben ihrer Schwägerin schon längst gereizt, nur noch lauter und heftiger fort. "Es ist eine Sünde und Schande! Auf eine Millton schätzt man das Vermögen dieser Frau, sie könnte in einem Bierpänner fahren, statt an ihrem Stod einherzuhtinten, hält sich aber nicht einmal ein Dienstmädchen, ist sich nicht ordentlich satt, gönnt Anderen kaum —"

"Bst!" wiederholte Sophie mit aus den Höhlen quellenden Augen und beugte sich wüthend gegen die Schwägerin vor.

"Bst!" sekundirte ihr jetzt auch Ritter, von der Furcht seiner Frau angesteckt.

Aber schwerlich würde Anna sich dadurch im Fluß ihrer Rede haben aufhalten lassen, wenn nicht ein von draußen wahrnehmbares Geräusch, welchem Bruder und Schwägerin plöblich lauschten, auch ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte.

An der vorderen Hausthür, die zu Frau Nollenstein's Wohnung führte, ließ sich nämlich das bekannte

Knarren des Schlüssels hören. Es wurde auf- und wieder zugeschlossen, dann vernahm man in dem Hausflur schlürfende Schritte und unterschied bei jedem zweiten Schritt deutlich das Aufsetzen des Krückstocks. "Tapp! tapp!" schlepte es darauf langsam die hölzerne Treppe hinauf und endlich hinkte es, gerade über den Köpfen der Lauschenden, im oberen Zimmer herum.

"Gott sei Dank, sie ist da!" unterbrach Frau Ritter, wie von einem schweren Alp befreit, das herrschende Schweigen, worauf Anna, ebenfalls erleichtert aufathmend, mit einem sehr kurzen "Gute Nacht" sich in ihr anstößendes Gemach zurückzog und auch der Gärtner, nachdem er die Lampe ausgelöscht, die nächtliche Ruhe aufsuchte.

"Gebe nur Gott," flüsterte Sophie, "daß sie im Vorübergehen die Schimpfreden Deiner Schwester nicht gehört hat, die Fensterläden sind gar so dünn!"

"Und ihr Gehör ist gar fein!" dachte Ritter, sagte aber nichts.

Hierüber hätte sich das Ehepaar beruhigen können, wohl klang es um diese Zeit in den Ohren der alten Dame, aber es waren die Wellen, die darin flüsteren, die Ohren waren für immer taub und das ungeschmeichelte Charakterbild, welches Anna mit harten Strichen von ihr entwarf, war ihr Nekrolog gewesen.

* * *
(Fortsetzung folgt.)

Die Hand.

Von Maximilian Dursch.

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte der Hand. Was wir sind, was wir besitzen, verdanken wir ihr. Was ist aller menschliche Scharfsinn, aller Erfindungsgeist, was der mächtigste Wille ohne die Hand? Sie ist das vollkommenste Glied unseres Körpers, das, ausgerüstet mit mannigfachen, vorzüglichen Eigenschaften, ebenso leicht die gewaltigsten Aufgaben menschlicher Strebens, wie die geringsten Verrichtungen kunstreicher Geschicklichkeit vollbringt.

Mit Recht nennt sie Herder das "Werkzeug eines immerwährenden Lastens nach neuen, klaren Ideen". Die Hände entsprechen durchaus den Geistesgaben, der Intelligenz des Menschen, und darauf hat bereits Aristoteles, der größte Gelehrte und Beobachter aller Zeiten, hingewiesen, indem er sagte: "Der Mensch hat Hände, weil er das weiseste Geschöpf ist."

Wie viele vorzügliche Eigenschaften vereinigt die Hand in sich! Welche Kraft, welche Gewandtheit, welche Zartheit wiederum vermag sie in ihren Handlungen zu entwickeln! Reizbar und feinfühlig, leitet sie ihre Bewegungen mit der größten Sicherheit, mit bewundernswürdiger Schnelligkeit, Mannigfaltigkeit und Eleganz. Und wie schön und zweckentsprechend ist sie gebildet, wie kunstvoll das Gefüge ihrer Knochen und Sehnen, wie verwickelt und doch dem Willen stets dienstbar der Mechanismus der Muskeln, und wie reich vertheilt in ihr sind die nahrungspendenden Blutgefäße und die tastenden Nerven!

Was wir sind, was wir haben, das erwarb uns die Hand. Seht ihr jene Kornfelder, wie sie, windbewegt, ihre goldenen Wellen schlagen? Der Hand des

Landmannes verdanken wir sie. Jene Heerden auf grüner Trift — was wären sie uns, könnten wir ihr Fleisch und ihre Milch nicht zur Nahrung, ihre Haut nicht zum Schutze unserer Füße, ihre Knochen nicht zu Werkzeugen aller Art verwenden? Aber das vermögen wir nur durch die Hand. Unsere Kleidung ist ihr Werk. Sie schuf aus dem Flach das blendende Linnen, sie wob aus der Wolle das warme Tuch, aus dem Gespinnst der Raupe die schimmernde Seide. Die Hütten der Armen und die Paläste der Fürsten, die prachtvollen Dome und himmelanstrebenden Thürme — wer baut sie denn anders als der Fleiß geschickter Hände? Auf eisernen Pfaden braust das Dampfroß einher, die vollreichsten Städte, die einsamsten Dörfer verbindend; hoch durch die Lüfte von Land zu Land trägt der Zauberdracht unser Wort. Das sind die Werke der Hand. Selbst das Meer macht sie uns unterthan. Stolze Schiffe mit werthvollen Ladungen führt sie durch seine Wasserwüste und aus seinen Tiefen holt sie die kostbarsten Schätze. Und was wären Kunst und Wissenschaft ohne sie? Großes danken wir ihr. Zum Götterbilde gestaltet die Hand des Meisters den Marmorblock. Auf die todtte Leinwand zaubert der Pinsel in der Hand des Malers das blühende Leben, die Schönheit, die prangende Welt. Eine Fülle sinnberauschender Melodien entlockt des Künstlers Hand jenem Gebilde, das so seelenvoll weint und klagt, jubelt und jauchzt. Und welches Wissen, welche Gelehrsamkeit ist in unzähligen Büchern niedergelegt von der Hand geistreicher Männer!

Aber allerdings, „was Hände bauen, können Hände stürzen“. Verwirrung, Verderben, Unheil, Noth und Tod — zwei winzige Hände können sie schaffen, wenn sie sich ausstrecken nach dem Hab und Gut des Andern, wenn sie sich mit Blut beslecken. Die furchtbarste Geißel der Menschheit, der Krieg, ist ein Werk der Hand. Unbarmherzig mordet sie das blühende, kraftvolle Leben; Städte sinken durch sie in den Staub und Paläste zertrümmert sie. Nicht Tugend schon sie und Necht; an das Schöne und Edle, an das Hohe und Heilige wagt sie sich frevelnd heran. —

Die Bedeutung der Hand ist ausgedrückt in vielen Sprichwörtern alten, zum Theil biblischen Ursprungs, und die geflügelten Worte, die sich auf die Hand beziehen, lassen die Hochschätzung dieses Gliedes erkennen. „Eine Hand wäscht die andere“, — „Hand muß Hand wahren“ — „In Hand und Halter geben“ — „Um die Hand anhalten“ — „Die linke Hand soll nicht wissen, was die rechte thut“ — „Mergert dich deine Hand, so haue sie ab!“ —

Ja, wir übertragen fogar die Eigenschaften einer Person auf ihre Hand und sprechen von einer milden, barmherzigen, von einer grausamen und mächtigen, von einer lieben Hand. Wir sagen, „die Hände sind ihm gebunden“, oder „seine Hand reicht weit“. —

Die Hand hat auch eine eigene, sehr verständliche Sprache, durch die sie alle Regungen der Seele, alle Gefühle des Herzens auszudrücken vermag. Vor Freude oder Staunen schlägt man die Hände zusammen; in banger Furcht, in Schmerz und Verzweiflung ringt man sie; im Zorne ballt man sie zur Faust; drohend, warnend erhebt man ihren Finger. Beim Gruße wie beim Abschied reicht man sich die Hand; Freunden winken wir mit ihr, lästige Menschen weisen wir ab. Und welche berebte Sprache führt die Liebe durch sie! Ein sanfter

Druck von ihr, ja schon die leiseste Berührung verräth uns die Gefühle im fremden Busen. „Was die Lippe nicht zu sagen wagt, die Hand bringt es zum Ausdruck.“ Gedenken wir des Händedrucks der Liebe, des zarten Spieles geheimen Drucks und Gegendrucks! — Wer hat nicht schon in Stunden der Leiden die Wohlthat eines theilnehmenden Händedrucks empfunden? Und wie vermag der warme Händedruck der Mitsfrende ein Herzensglück noch zu erhöhen! — Ja, eine liebe Hand kann gar Vieles ausdrücken, — sie kann mit uns weinen, uns trösten, mit uns glücklich sein!

Nach der Art seines Händedrucks kann man auf das Innere des Menschen schließen, denn wie wir die Hand geben, so denken, fühlen, so sind wir. Liegt es doch so nahe, daß der volle, warme Händedruck ein warmfühlendes Herz, ein feuriges, heißes Temperament kennzeichnet, daß ein schwacher, lauer oder kalter auf das Gegentheil hinweist. Man achte einmal darauf, wie leicht und lose manche Menschen ihre kühlen Finger in unsere Hand legen, — nein, das bekundet kein herzliches „Willkommen“, kein warmes „Lebewohl“, kein hoffnungsfrohes „Auf Wiedersehen!“ *)

Nicht unerwähnt bleiben darf die Geberden- und Zeichensprache. Auch sie ist das Verdienst der Hand. Aber durch sie spricht nicht das Herz, sondern der Verstand, sprechen nicht Gefühle, sondern Gedanken. Bei der Geberdensprache ist die Hand für den Taubstummen Zunge und Gehör. Wie viele Unglückliche sind durch sie einem Zustande entzogen, der an die Natur des Thieres grenzt! —

Bei allem Hohen und Heiligen, das uns bewegt und erfüllt, brauchen wir die Hand. Zum feierlichen Eidschwur erheben wir sie, und mit einem Handschlag verpfänden wir unsere Ehre. In Liebe, Dankbarkeit und Verehrung küssen wir die Hand, die uns Gutes erweist. Innig und warm drücken wir die Freundeshand, wenn wir den heiligen Bund der Treue schließen, und das Zusammenlegen der Hände einigt zwei Menschen für Leben und Ewigkeit. Sanft ruht die Hand auf unserm Haupte, wenn ein liebreicher Mund Worte des Segens, Worte des Trostes spricht. Im tiefsten Weh sind es die Hände, die wir flehend zum Himmel emporheben, und wiederum im höchsten Glück, da fallen wir sie zu inbrünstigem Gebet. —

Aus dem Baue, dem ganzen organischen Gefüge der Hand geht ihre größte Zweckmäßigkeit für alle nur möglichen Verrichtungen hervor. Die geringfügigste Thätigkeit der Hand, das kleinste Zeichen mit dem Finger läßt eine große Menge von Muskeln in Wirksamkeit, ebenso viele aber wieder außer Wirksamkeit treten. Die Einen spannen an, die Andern erschaffen, immer aber werden sie mit der größten Sicherheit und Genauigkeit geleitet, und geradezu bewundernswürdig ist die Thätigkeit der kleineren Muskeln in der Handfläche und zwischen den Knochen der Mittelhand, welche an die nahen Enden der Fingerknochen angefügt sind. Mit diesem feinen Muskelapparate erhalten die Finger eine erstaunliche Beweglichkeit, die auch in Bezug auf Hartheit und Feinheit in der Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt. Es sind dies vorzugsweise die Organe, denen die Musiker ihre Fertigkeit im Spielen musikalischer Instrumente zu danken haben. Die Hand würde aber ihre Verrichtungen in dem ihr angewiesenen großen

*) M. Polchau.

Umfange nicht auszuführen vermögen, das Gefüge der Knochen, Bänder, Muskeln, Gefäße und Nerven würde den Einflüssen äußerer Gewalt bald unterliegen, wenn die Handflächen, die inneren Seiten der Finger und ihre Spitzen nicht durch fleischige Kissen, durch nachgiebige starke Wülste, die zugleich die Apparate zur Ausübung des Tastsinnes bilden, vor Gefahren geschützt würden. Diese Kissen bilden in der Hohlhand mit Hilfe eines quer über die Hand gehenden, kräftig wirkenden Muskels nicht nur eine natürliche Vorrichtung zum Wasserschöpfen, den Becher des Diogenes, sondern an den Enden der Finger auch die vorzüglichste Einrichtung zum Tasten. Mittels dieser prallen, elastischen Wulst des Fingers ist der Mensch befähigt, bewunderungswürdig fein zu fühlen. Mit ihm fühlt der Arzt den Arterienpuls. Kein anderes Organ ist dazu so vollkommen geeignet, wie der Finger, und selbst die feinfühligste Zunge vermag wegen der Weichheit ihres Gefüges den Pulsschlag im Handgelenk nicht zu erfassen.

Gleichsam als zweite Hand oder mindestens als Gehilfe der größern kann der Daumen angesehen werden. Denn vermöge einer Anhäufung von Muskeln, welche den Ballen des Daumens bilden, besitzt er eine Beweglichkeit, eine Geschicklichkeit und Kraft, die ihn nicht nur zum unentbehrlichen Mitthelfer der Hand, zu ihrem wichtigsten Gliede macht, sondern ihn auch zu zahllosen selbstständigen Leistungen befähigt.

Am Ende der zehn Finger befinden sich, schildartig, die Nägel. Sie sind nicht nur der unentbehrliche Schutz der Fingerspitzen, sondern auch eine herrlichezierde der Hand; nichts verunstaltet letztere mehr als bis auf das Fleisch kurz abgebissene Nägel; pfui!

Betrachtet man Größe, Form und Farbe der Hände eines jeden Einzelnen, erinnert man sich des Gefühles bei der Berührung einer fremden Hand, so muß man gestehen, daß die Verschiedenheit sehr groß ist. Da findet man breite und plumpe, schmale und schlanke, feste und zarte Hände; es gibt weiche und rauhe, schwache, aber auch kraftvolle Hände; Marmorfüße uns durchschauert, und Hände, weiß wie Blüthenschnee, deren Berührung wohlthut, bis ins innerste Herz. Unangenehm weiche Hände findet man, und solche, denen wir es ansehen und anföhlen, daß sie niederen Leidenschaften fröhnen. Jedem verständlich, tragen die Einen das Merkmal körperlicher Gesundheit zur Schau, während Andere, bleich und durchsichtig, verrathen, wie oft sie auf einem kranken Herzen geruht. Es gibt endlich Hände, die von Fleiß und emsiger Wirthschaftlichkeit sprechen, während uns andere schliefen lassen, daß sie wohl mit Rosen zu tändeln und anmuthig den Fächer zu bewegen wissen, aber niemals des Hauses Leitung sicher zu führen und segensreich zu walten.

Die Schönheit der Hand schätzen manche Leute höher, als die des Gesichtes, und Viele beurtheilen den Menschen nach seiner Hand. Und vielleicht nicht mit Unrecht. Eine Gabe aus schöner Hand — ist sie uns nicht doppelt angenehm, und wird sie uns nicht zum Gel, wenn sie aus einer häßlichen Hand kommt? Darum sollen die Hände immer sorgfältig gehalten werden; verständige Pflege läßt selbst Unvollkommenheiten in Form oder Größe minder bemerkbar werden.

Eine schöne Hand ist um so höher zu schätzen, als ihre Schönheit bis in's hohe Alter sich erhält.

Für den Künstler ist es eine der schwersten Auf-

gaben, eine Hand bis in alle ihre feinsten Nuancen und Linien wahrheitsgetreu darzustellen.

Ein berühmter Maler äußerte einst, es sei leichter für ihn, eine vollständige Landschaft auf die Leinwand zu schaffen, als eine einzige tabellos ausgeführte Menschenhand. Manches Gemälde wäre ein Meisterwerk zu nennen, wenn nicht die Unnatürlichkeit der Form oder Haltung der Hände, die Häßlichkeit der Finger oder der Nägel zu störend wirkte.

Auch die gebildeten Völker des Alterthums wußten die hohe Bedeutung der Hände nicht nur wegen ihrer Eigenschaft als unumgänglich notwendige Kunstgehilfen der Seele zu schätzen, sondern sie bewunderten auch an ihnen die Schönheit der Formen und bemühten sich in Folge dessen, den Händen die größte Pflege angedeihen zu lassen. Alle Völker des Orients, namentlich aber die in den Harem eingeschlossenen Schönen, welchen der Putz und die Schmückung des Körpers als die alleinige Lebensaufgabe galt, waren eifrig darauf bedacht, die Hand sorgfältig zu pflegen und ihre natürliche Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Wir wissen dies z. B. von den Indern, die sich überhaupt ein feines Gefühl für Schönheit und Ebenmaß angeeignet hatten. Sie hielten eine kleine, schlanke Hand für eine Bedingung jeder Schönheit, und man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß die Ringe von den Indern ursprünglich zu dem Zwecke erfunden worden waren, um die Finger durch fortgesetzten sanften Druck, durch eine schützende Decke schlank und zart zu erhalten. Die Sorgfalt, die Schönheit der Hände zu bewahren und die Finger mit Ringen zu schmücken, lebt auch bei den Orientalen der Gegenwart noch fort, und namentlich sind es die Hindu, welche im Ebenmaß und in der Niedlichkeit der Hände ihr höchstes Ideal sehen. „Die Hände der Hindu“, sagt ein berühmter Orientreisender, „sind zart gebaut und gleichen einer feinen Weiberhand, daher auch die Griffe der indischen Säbel für die meisten europäischen Fäuste zu klein sind.“

Bei den schönheitsliebenden und hochgebildeten Griechen wurden solche Hände für vollkommen gehalten, die mäßig voll waren und bei denen sich über den Knöcheln der Finger kaum merklich gesenkte Grübchen, die mehr wie sanfte Beschattungen bemerkbar waren, vorfanden. Die Finger mußten lang und zart sein und sich unvermerkt abrunden. Die Römer kamen in diesem Geschmack mit den Griechen überein und theilten der Minerva die schönste Hand, der jugendlichsten aller schönen Göttinnen aber, der Diana, die schönsten Finger zu.

Auch unsere Vorfahren stellten dieselben Forderungen an die Hand. Sie fanden das Ideal derselben in der Weiße und Weichheit der Haut, in der Kleinheit und der länglichen schmalen Form, sowie in langen, geraden Fingern mit spitzem Ende und glänzenden, rosenfarbenen Nägeln. —

Wie die Pflege der Hand überhaupt, so fand insbesondere die Pflege der Fingernägel bei den Römern die höchste Beachtung. Namentlich hielten sich die vornehmen Damen, welche in ihren Toilettenzimmern ein Heer von Dienerinnen um sich versammelten, zur Pflege der Nägel kunstgeübte Sklavinnen, die sich zum Putzen und Glätten derselben statt einer Scheere kleiner silberner Zangen und feiner Messerchen bedienten, aber auch häufig Gebrauch von allerlei Säften, Kräutern und mineralischen Pulvern machten, um die rauhen Unebenheiten und Neben-

auswüchse der Nägel abzuglätten und zu entfernen. Erst dann hatte der Nagel unter der geschickten Hand der Sklavin seine vollkommene Schönheit erreicht, wenn er, regelmäßig beschnitten und rein abgeglättet, in sanfter Fleischfärbung erglänzte.

Vielleicht noch mehr als heutzutage beachtete man vor zwei Jahrtausenden schon, daß zu den Bewegungen der Hand, wodurch sich der Mensch klar und verständlich machen, seine Empfindungen so schön und ausdrucksvoll darlegen kann, auch schöne Finger und ein wohlgepflegter Nagel erforderlich seien. Und in der That, zu keiner Zeit hat man es besser verstanden, die Hand als ein Werkzeug des Ausdrucks zu gebrauchen, wie im Alterthum. Namentlich waren es die Römer, welche beim Sprechen lebhaft gestikulirten und das Verständniß der Rede durch häufige und geschickte Bewegungen mit Händen und Füßen vermittelten. Diese Geberdensprache gewann noch an Bedeutung, als man anfang, die Handbewegungen in bestimmte Regeln der Kunst zu bringen. Es entstand so die Cheironomie oder die Kunst, mit den Armen, Händen und Fingern regelmäßige Biegungen, Wendungen und Geberden hervorzubringen. Sie wurde gleichsam als eine Vorbereitungslehre zur nachahmenden Tanzkunst angesehen, bei der es im Alterthum weniger auf die Gelenkigkeit der Füße, als auf die ausdrucksvolle Beweglichkeit der Hände und Finger ankam, so daß der sachverständige Doid nicht die Füße, sondern nur biegsame Hände als Erforderniß zum guten Tanze angibt. Wie der Taubstumme die Hand zur Dolmetscherin seiner Empfindungen macht, so verstanden es namentlich auch die orientalischen Haremsdamen, nicht minder aber die Römerinnen, durch die Sprache der Finger Mittheilungen irgend welcher Art an die richtige Adresse zu bringen. Die Finger aber, welche eine so beredte Sprache führten, mußten sich selbstverständlich auch durch Schönheit und Ebenmaß, durch Zierlichkeit und glänzende Fleischfärbung der Nägel auszeichnen. Unsere Schauspieler, ja auch die Kanzelredner verdanken ihre Erfolge wesentlich den maßvollen, schönen und ausdrucksvollen Bewegungen der Hände, und auch die Maler haben es verstanden, auf ihren Bildern die Sprache der Hände zum Ausdruck gelangen zu lassen.

Dem Alterthume entstammt auch die *Kußhand*. Sie ist religiösen Ursprungs und diente anfangs nur als Ausdruck der Gottesverehrung. Später, zumal in der römischen Kaiserzeit, ward ihr Gebrauch allgemeiner. Ditho wendete als Kaiserkandidat Kußhändchen dem Volke gegenüber an, um ihm zu schmeicheln; Nero lehnte einen Ehrenkranz für sein Zitherspiel ab, indem er dem versammelten Publikum eine Verbeugung machte und Kußhändchen zuwarf. Ueberhaupt dankte der Schauspieler, wenn man ihm Beifall klatschte, durch Kußhändchen, und der Bettler suchte dadurch die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erwecken. —

Wenden wir uns nun zum Schlusse der Chiromomie zu, der Lehre von der Beschaffenheit der Hand und ihrer Gestalt als ein Ganzes, die besonders von dem Kapitän d'Arpentigny in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts in ein System gebracht wurde.

Henri Delaage weist in seiner „Perfectionnement physique de la race humaine“ nach, daß die Körpergestalt das Releiefbild des moralischen und geistigen Wesens des Menschen sei; die Gedanken und Empfindungen verleihen der Gesichtsbildung ihren Ausdruck, bringen ihn

entweder dem Thiere näher oder verschönern ihn durch poetischen Hauch. Die Hand ist ebenso eine Physiognomie wie das Gesicht; eine schöne Hand ist ein von der Natur mitgegebener Empfehlungsbrief, aber während Gesicht und Gehirn unter den gestaltenden Einflüssen der Vergangenheit und Gegenwart sich herausformen, soll die Hand das Buch der Zukunft sein. Die Hände sind das lebende Wappen, das ein Kind wie eine Erbschaft in die Welt mitbringt; sie sind das Kennzeichen der Rasse. Die Hände aristokratischer Familien sind wesentlich verschieden von denen der Bürger oder der unteren Volksklassen; schöne Hände, die durch edle Form, durch wunderbar feines, bläulich und scharf durch die elfenbeinfarbene Haut hindurchleuchtendes Geäder, sowie durch rosige, gewölbte, lange Nägel entzücken, sind wie Adelsbriefe, die von einer Reihe edler Vorfahren Zeugniß ablegen. — Thackeray hebt hervor, daß es vor allen anderen Gliedmaßen die Hände seien, welche durch die Art der Beschäftigung am meisten in ihrer Formation beeinflusst und bestimmt werden. Edward Reich bemerkt, daß die Bedeutung der Hände für das Seelenleben immer größer wird, je höher die Stufe organischer und socialer Entwicklung des Menschen ist. Merkwürdig aber sei es, daß die Intelligenz nicht so großen Einfluß auf die Verfeinerung der Hände ausübt, als das Gefühlsleben, und je höher dieses in guter oder böser Richtung potenziert ist, desto feiner organisiert sehen wir die Hände. Viele der größten Geister besaßen Hände, die einem Landsknechte des Mittelalters Ehre gemacht hätten, während Menschen mit höchst entwickeltem Gefühlsleben meistens vergeistigte, ätherisch schöne Hände aufzuweisen haben.

d'Arpentigny theilt die Handformen in sieben Kategorien: elementare, schaufelähnliche, künstlerische, nützliche, philosophische, seelische und gemischte. Die elementare Hand zeigt eine sehr niedrige Stufe der Civilisation an; ihr Handteller ist mächtig groß, dick und hart, die Finger klobig, ungelent; „es ist die Hand der größten Arbeit, ihr Inhaber kaum sein Glück namentlich im Kriege als tüchtiger Dreinschläger machen.“ Die schaufelförmige Hand zeigt einem Grabsteine ähnliche erste Fingerglieder. Leute mit solchen Händen sind außerordentlich thätig, in steter Bewegung, im Frieden tüchtige Handwerker oder Anhänger leichter Liebhabeereien, im Kriege muntere Soldaten; Billardspieler von Profession; die Tanzbodenkönige, Fechtmeister und dergleichen haben fast immer schaufelhände. — Die künstlerische Hand hat im ersten Gliede ziemlich starke Finger, die mehr oder minder kegelförmig spitz zulaufen; der Daumen ist klein, der Handteller gut entwickelt. Menschen mit solchen Händen suchen alles Schöne nur in der Gestalt, ziehen das Schöne dem Nützlichen, die Form dem inneren Wesen vor. Enthusiastische Schwärmgeister, auch Abenteurer, Glücksjäger, von ihrer Verschämtheit lebende Personen besitzen fast ausnahmslos derartige Hände. — Die nützliche Hand ist von mittlerer Größe, hat plumpe Finger mit vierkantigem Endgliede, großen Daumen mit stark entwickelter Wurzel. „Dies ist die Hand der Mehrzahl der Industriellen und Bourgeois“, die das Bequeme an Stelle des Schönen setzen, — der Menschheit nützliche Leute, die Eisen- und Pferdebahnen anlegen, sich mehr bequem als elegant kleiden, für welche Liebe und Ehe häufig nur ein materielles Geschäft sind. — Die philosophische Hand hat einen ziemlich großen, elastischen Handteller, starke Fingergelenke, einen großen Daumen. Eine solche,

von allen anderen am leichtesten zu unterscheidende Hand besitzen die Grübler in wissenschaftlichen Dingen, die Forscher. Die feeltische Hand ist ohne Zweifel die schönste und auch seltenste: die aristokratische Hand. Sie ist im Verhältnisse zur Körpergröße klein und fein, der Handteller mittlerer Größe, die Finger gelenkig, die Fingergelenke wellig und schlank. Sie ist das Anzeichen elegant harmonischer Bewegungen, der Sitten der besten Gesellschaft, — aber zur Arbeit ungeeignet, befähigt sie nur zu einem Leben gleich dem der Vögel unter dem Himmel oder der Lilien auf dem Felde. Eine solche Hand ist das Entzücken der Frauen. — Die gemischte Hand, welche überaus häufig vorkommt, läßt sich in keine dieser Kategorien einreihen, sondern zeigt Kennzeichen aus ihnen allen gemischt.

Kleine Daumen zeigen einen Gefühlsmenschen an, der mehr dem Impulse als der kalten ruhigen Ueberlegung folgt.

Auch die Fingernägel haben ihre Bedeutung. Lang geformte Nägel kennzeichnen eine gesunde Natur und einen misstrauischen Charakter; lange und breite Nägel verrathen Leichtsin und Verschwendung, ebenso kleine, halbkreisförmige; kleine, runde Nägel bezeichnen einen zornigen verdrießlichen Menschen; kleine, eingebogene Nägel lassen auf Ehrgeiz und Hoffart schließen; flache auf Unoffenheit und Falschheit; dicke, fleischige auf Trägheit und rohe Sinnlichkeit, während endlich schön gezeichnete, mandelförmige Nägel einen vornehmen Charakter, Stolz und Idealismus kennzeichnen.

Um nun zu prüfen, ob und wie viel Wahres in Obigem enthalten sei, ist das einfachste Mittel, an der Hand der Selbsterkenntniß seine eigene zu studieren oder die Hände von Freunden und Bekannten darauf hin zu untersuchen. Zu einem sicheren Erfolge ist aber Erfahrung und reiche Kenntniß des Lebens erforderlich. Ebenso wie gebildete Leute an Phrenologie glauben, ist dies auch mit der Chiognomie der Fall; oftmals macht man bei Anwendung ihrer Lehren erstaunliche Entdeckungen, oftmals aber kommt man auch in die Lage, auf sich selbst einen Vergleich aus dem Thierreiche anzuwenden. Wie immer, liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte und thut die Phantasie ein Uebriges.

Münchens Bierbrauereien.

München steht in Bezug auf eigenen Bierverbrauch und in Bezug auf Güte und Bekruf seines Gebräues unter allen bierzeugenden Großstädten der Erde zweifellos in erster Linie. Viele, so schreibt die „R. Z.“, unter den dreißig jetzigen Braunbierbrauereien Münchens haben eine mehrhundertjährige, in ihrer Art nicht uninteressante Geschichte, wie denn z. B. am 27. September 1889 vom kgl. Hofbräuhaus und dieses Jahr von der Oberl-Faber-Brauerei der Jahrestag des 300jährigen Bestehens festlich begangen worden ist. Davan, daß, abgesehen von der eigenen Brauerei im Hause, das Brauwesen bis zum 11. und 12. Jahrhundert fast ausschließlich und auch seitdem noch vielfach in den Klöstern betrieben wurde, erinnern die Augustinerbrauerei und die die Salvatorbrauerei der alten Paulaner Mönche weiter kultivirende Zacherlbrauerei, während der Franciscaner- oder Leistbräu bloß die Zufälligkeit des Namens mit der Brauthätigkeit der Franziskanermönche gemein-

sam hat. Obwohl nicht alle Brauer dies gelten lassen wollen, ist es doch zweifellos, daß die bayerische Bier-Industrie ihre Blüthe theilweise der mittelalterlich strengen, die Verwendung aller andern Grundstoffe als Malz, Hopfen und Wasser mit hoher Strafe belegenden Gesetzgebung, sowie dem durch das staatliche Hofbräuhaus gegebenen guten Vorbild verdankt.

Unter allen bierzeugenden Ländern steht Deutschland in erster Linie (innerhalb Deutschlands wiederum Bayern und innerhalb Bayerns die Stadt München); demnächst kommen in der Reihenfolge England, Nordamerika, Oesterreich-Ungarn, Belgien und Frankreich. Auf dem europäischen Continent galten bis vor Kurzem und gelten noch vielfach heute die beiden Münchener Niesenbrauereien „Zum Löwenbräu“ (Actiengesellschaft) und „Zum Spaten“ (Privatbesitz der Gebrüder Anton, Johann und Karl Sedlmayr) in Anbetracht ihrer ungeheuren Bierzeugung als die größten. Bei vollem Betrieb geht aus jeder dieser beiden Brauereien täglich eine Biermenge hervor, die für eine halbe Million Seidel Bier ausreicht. Dabei sei bemerkt, daß jedwede das fertige Bier berechnende Statistik auch für Bayern bloß auf Schätzung beruhen kann, während wegen der staatlichen Malzbesteuerung die Statistik des von den einzelnen Brauereien verbrauchten Malzes, wie sie in Bayern alljährlich am 1. Juli veröffentlicht wird, sehr genau ist. Bei der Umrechnung des verbrauchten Malzes in fertiges Bier läßt die bayerische Regierung auf je 100 Hektoliter Malz 220 Hektoliter Bier entfallen, während in Wahrheit bei dem jetzt üblichen Münchener Brauverfahren bloß etwa 205 bis 206 Hektoliter Bier herauskommen. Nun sind 1892 in München 2,954,798 Hektoliter Braumbier gebraut worden, wovon die größere Hälfte mit 1,586,505 Hektoliter an Ort und Stelle ausgetrunken, die kleinere dagegen mit 1,372,260 Hektoliter in den eisgekühlten eigenen Waggons der Großbrauereien (Spatenbräu besitzt deren allein gegen 150) nach allen Himmelsrichtungen versandt wurde. Jener vielleicht 1000 Waggons umfassende und ausschließlich der Bierausfuhr dienende Wagenpark, wie er sich dem mit der Eisenbahn Ankommenden als das Erste darstellt, was er von München erblickt, gehört entschieden mit zu den Sehenswürdigkeiten der süddeutschen Großstadt. Von sämmtlichen 30 Braunbierbrauereien Münchens sind im Endjahre 1892/93 1,346,606 Hektoliter Malz verbraucht worden, wovon auf die beiden größten Anlagen (Löwenbräu und Spatenbräu) je fast eine Viertelmillion Hektoliter, auf die kleinste dagegen bloß 68 Hektoliter entfallen. Die Reihenfolge der bekannteren Brauereien ist nach dem Malzverbrauch von 1892/93: Löwenbräu, Spatenbräu, Leistbräu (auch Franciscaner-Bräu genannt), Pschorrbräu, Augustinerbräu, Bürgerliches Brauhaus, Hackerbräu, Zacherlbräu, Hofbräu, Rochelbräu, Münchner Kindl, Oberlbräu u. s. w. Neuerst feine, für den Nichtfachmann ganz unwesentliche Unterschiede abgerechnet, wird in allen Münchener Sudhäusern genau nach dem gleichen, von altersher empirisch festgestellten Recept gebraut. Die Theorie namentlich des Gährungsprocesses, die von dem jetzt verstorbenen, um Münchens Brauwesen hochverdienten Commerzienrath Gabriel Sedlmayr aus England auf bayerischen Boden verpflanzt wurde, hat weniger an der Beschaffenheit des Bieres geändert, als daß sie durch Verbesserung der gewaltigen maschinellen Anlagen den Betrieb im Großen erleichterte und auch

wohl eine größere Gleichförmigkeit des Fabrikats ermöglichte. Das Münchener Bier ist gegen frühere Zeiten andauernd etwas stärker geworden. Auch sind, seit der Staat Ende der sechziger Jahre aufgehört hat, je nach dem Marktwert von Malz und Hopfen den Bierpreis festzustellen, die früheren Unterschiede zwischen leichterem Winter- und schwererem Sommerbier mehr und mehr verwischt worden. Letzteres wird jetzt während des ganzen Jahres verzapft, während zwei untereinander sehr ähnliche, eigentlich bloß durch den Namen verschiedene Münchener Specialitäten, nämlich das schwere Salvator- und das süßliche Beckbier, alter Sitte und Geschmacksrichtung entsprechend, bloß im Frühjahr zu haben sind. Während die oft gehörte Behauptung, als ob das in Berlin oder Köln zum Ausschank gelangende Münchener Exportbier oder das zum Versandt in die Tropenländer bestimmte pasteurisirte Flaschenbier stärker als das in München verzapfte eingesotten sei, von den Münchener Brauern bestritten wird, verhält sich allerdings der Extractgehalt des schweren und süßen Beckbieres zu demjenigen des gewöhnlichen wie 20 zu 14.

Wer die Räume dieser oder jener Münchener Großbrauerei durchwandert, wird zuerst auf die wohlgeklüfteten Lagerräume stoßen, wo der zur Bewahrung seines Aromas in luftdichten eisernen Cylindern eingepresste bayerische oder böhmische Hopfen und die auf dem Boden aufgeschichtete deutsche oder ungarische Gerste, die, damit der fogen. schwarze Wurm (ein Nüsseltäfer) sie nicht frisst, des öfteren umgeschaufelt werden muß, der Verwendung harren. Große Sorgfalt wird der Reinigung der Gerste und der Entfernung der kleineren, einen gleichförmigen Keimungsproceß verhindernden Körner zugewandt. Ungeheure Bottiche aus Eisen oder Stein und Cement dienen dem zweitägigen Aufquellen der mit Wasser vermengten Gerste, während eingepumpte Luft durch Hin- und Herschieben des Kornes eine Beseitigung des etwa noch vorhandenen Schmutzes bewirkt. Man glaubt sich in das kühle Labyrinth einer geradezu ungeheuerlichen Anlage von unterirdischen Kirchengrüften versetzt, wenn man zu jenen weißgetünchten, mit Lithographensteinen belegten endlosen Kellergewölben — bei Spatenbräu umfassen diese Malzstennen 12,500 Quadratmeter — herniedersteigt, wo die etwa acht Stunden, unter der Beleuchtung des elektrischen Lichtes, umgeschaufelte Gerste bei niederer Temperatur (während der heißesten Sommerzeit wird kein Malz bereitet) ihren acht- bis neuntägigen Keimproceß durchmacht. Wer brauen will, darf vor schroffen Temperaturwechseln keine Angst haben, denn nun geht es zur zweistöckigen Malzdarre, deren Fußboden aus feinem, von unten her die Hitze durchlassendem Draht besteht, und wo jetzt ein sehr verwickelter Mechanismus das Umwenden der 24 Stunden im obern und ebenso lange im heißern untern Stock verweilenden Gerste besorgt. Früher aber und jetzt noch in kleinen Brauereien mußte Menschenhand bei 70° R (also bloß 10 oder hier im hochgelegenen München 9° unter dem Siedepunkt des Wassers) die letztgenannte Arbeit verrichten. Die geröstete Gerste, die nunmehr Malz heißt, wird in fein erdachten Maschinen von den unten im Keller herangekeimten Wurzelfasern befreit, die dem Bier einen unangenehmen Geschmack geben würden, und lagert dann vor der Benutzung, in Säcke verpackt, wenigstens einige Wochen lang, damit aus der Luft wieder etwas Feuchtigkeit aufgesogen werden kann. Kurz vor dem

Sudverfahren wird das Malz in der Weise zerquetscht, daß, während der Kern zu staubigem Mehl zerfällt, die später als Filtrirmittel dienende Hülse des Gerstenkorns möglichst unzerissen bleibt. Die Sudwerke sind allerdings während des Winters stärker als im Sommer.

In den Gährkellern, wo das Thermometer etwa 6 bis 8° R über Null zeigt, wird als weißgelbliche, einem Mehleteig gleichende Masse die Gese zugesetzt. Acht oder zehn Tage währt es, bis das Einsinken des Schaumes und die Klärung der Masse das Ende der Gährung ankündigt und das Bier seinen Weg zu noch kühleren Kellern (im Sommer zeigt dort das Thermometer gewöhnlich 1/2 Grad über Null) in die je 30—50 Hektoliter enthaltenden Lagerfässer nimmt. Zwei Monate genügen vollauf zur Ablagerung, und das meiste Münchener Bier dürfte etwa in zwei- bis dreimonatlichem Alter getrunken werden.

Bei längerem Lagern verliert sich der hier beliebte ganz leicht süßliche Geschmack. Die so überaus ergiebige unter dem Namen „Malzausschlag“ bekannte bayerische Biersteuer wird auf eine ebenso einfache wie sinreiche Weise festgestellt. Bei jenen Maschinen, die das Brechen des Malzes besorgen, befindet sich ein selbstregistrierender, mit amtlichen Siegeln versehener Apparat, an dem die Beamten, sei es täglich, sei es wöchentlich, die Menge des geschroteten Rohmaterials ablesen. Während früher in den großen Münchener Brauereien, ähnlich wie dies noch jetzt auf dem Lande der Fall ist, mit Natureis gekühlt wurde, hat die Rücksicht auf Raumersparniß immer mehr zur Kälte-Erzeugung durch Dampfmaschinen geführt.

Allelei.

Bei der Wahrsagerin. „Wenn ich Ihnen die Geheimnisse Ihrer Vergangenheit und Zukunft enthüllen soll, haben Sie fünf Mark zu zahlen, mein Herr.“ „Hier sind sie. Und damit ich an die Enthüllungen meiner Zukunft glauben kann, erzählen Sie mir etwas aus meiner Vergangenheit.“ „Nichts leichter als das. Sie sind in Ihrer Ehe unglücklich gewesen.“ „Ich war nie verheiratet.“ „Hm. Sie haben von falschen Freunden zu leiden gehabt.“ „Meine Freunde sind erprobt.“ „Hm. Man kann sich irren. Sie sind ein Vielgereifter.“ „Mein weitester Ausflug hat sich bis zum nächsten Dorfe erstreckt.“ „Ei, da muß ich doch Ihre Hand genauer anseh'n. So — gleich kann ich besser darin lesen. Nun hab' ich's. Sie haben einen Geldverlust erfahren.“ — „Ganz recht; die fünf Mark, die Sie mir sieben abgenommen haben.“

Homonym.

Von einem Volk ich mich
Als Gott verehren ließ,
Mein Anseh'n längst entwich,
Weil mich das Volk verstieß.

Ich bin nicht recht geschickt,
Erdulde Spötterein,
Kommt du zu später Zeit,
Dass' ich dich nicht herein.

Kr.

Auflösung der Schachaufgabe in Nr. 1:
Weiß. Schwarz.
1. d4 und 2. D entsprechend resp. T : b5 ♯.